IV.

Alexis von Tocqueville.

Von

F. X. Wegele.

Oeuvres complètes d'Alexisde Tocqueville publiées par madame de Tocqueville. Tome I—IX. Paris 1864—1866.

Die Leser der historischen Zeitschrift brauchen sich angesichts der voranstehenden Aufschrift nicht etwa vor ausführlichen Betrachtungen über die berühmten zwei Hauptwerke Tocquevilles zu fürchten. Solche Betrachtungen sind von verschiedenen Seiten her schon so oft und eingehend angestellt worden, daß es, wenn sie auch hier an der Stelle wären, kaum gerechtfertigt wäre, sie noch ein Mal anzustellen. Wir setzen vielmehr als eine ausgemachte Thatsache voraus, daß Tocqueville als politischer Schriftsteller und als Geschichtschreiber eine ausgezeichnete, eine europäische Stellung einnimmt. Dagegen sind wir allerdings der Ansicht, daß mit Erörterungen der angedeuteten Art der Gegenstand noch keineswegs erschöpft ist. Denn einmal ruht, wie sich bald zeigen wird, die literarische Bedeutung Tocquevilles doch nicht ausschließlich in seinen bezeichneten zwei Hauptwerken, und dann war derselbe nicht bloß ein vortrefflicher Schriftsteller, sondern, was vielleicht noch mehr sagen will, ein seltener, ein ausgezeichneter Mensch, ein origineller und erprobter politischer Charakter, wie sie das neuere Frankreich nicht gerade viele hervorgebracht hat und allem Anscheine nach in der nächsten Zeit noch weniger

hervorbringen wird. Dürfen uns bei manchem an sich bedeutenden Autor sein Leben und seine äußeren Beziehungen mit Recht gleichgültig lassen, so nehmen sie bei diesem Manne unsere höchste Aufmerksamkeit in Anspruch. Tocqueville hat sich unter so eigenthümlichen Umständen entwickelt und sich in so bedeutenden Verhältnissen bewegt, daß sie auch von allgemeineren Gesichtspunkten aus betrachtet unsere volle Theilnahme verdienen. Er ist mit der Geschichte des französischen Geistes und besonders mit der politischen Geschichte seines Volkes seit der letzten Zeit der Restauration bis herauf zur Wiederherstellung des Kaiserreiches und darüber hinaus auf das Innigste verwachsen. Er hat auf die Stimmung der Geister in Betreff der brennenden, großen Fragen und heiligsten Interessen der Menschheit auch außerhalb seiner Nation in der neuen wie in der alten Welt einen unverkennbaren Einfluß geübt und übt ihn noch. Mit einem Worte: obwohl das Jahrzehnt noch nicht um ist, seit sich das neidische Grab über ihm geschlossen, er gehört der Geschichte an, und es ist der Mühe werth, ihm seine Stelle anzuweisen. Was wir also im Folgenden beabsichtigen, ist nichts anderes als die Gesammterscheinung des Mannes zur Anschauung zu bringen und die Beziehungen nachzuweisen, in welchen er zu seiner Zeit und zu seinen Zeitgenossen stand. Die persönlichen, literarischen und politischen Momente sind es, die wir aufsuchen, deren Zusammenhang und innere Einheit wir feststellen wollen. An den nöthigen Hilfsmitteln zu solchem Beginnen fehlt es nicht, seit die Gesammtausgabe von Tocquevilles Werken vor uns liegt. Es ist kein geringes Verdienst, das sich sein Freund und Gesinnungsgenosse, Gustav von Beaumont, durch die Besorguug derselben erworben hat. Außer den zum beiden Hauptwerken sind in ihr die übrigen kleinen, zerstreuten und zum Theil bisher ungedruckt gebliebenen Aufsätze und Versuche Tocquevilles parlamentarischer, politischer, historischer und anderer Art vereinigt, namentlich auch Alles, was sich in dem Nachlasse theils ausgeführt theils nur skizzirt an Vorarbeiten für die Fortsetzung des Werkes über „das alte Staatswesen und die Revolution" vorgefunden hat. Dem Umfange und dem Inhalte nach mit das Wichtigste ist aber die hier zum ersten Male veröffentliche active Correspondenz Tocquevilles, die, wie das bei seiner Persönlichkeit und seinen

mannigfachen bedeutenden Verbindungen nicht anders sein konnte, durch Eigenartigkeit und Ergiebigkeit sich in gleich hohem Grade auszeichnet. Es ist das ein kostbarer Beitrag, einerseits zu der Charakteristik ihres Urhebers und andererseits zu der neuen und neuesten Geschichte Frankreichs, und schade nur, daß ein großer Theil der Briefe Tocquevilles an G. v. Beaumont aus nur allzu begreiflichen Gründen vor der Hand von der Veröffentlichung ausgeschlossen werden mußte. Bei der innigen Freundschaft, die von früh an zwischen beiden Männern bestand und sie unwandelbar durch das Leben begleitete, konnte es nicht ausbleiben, daß in ihrem brieflichen Verkehr wichtige Fragen und Verhältnisse mit einer Offenheit berührt wurden, die zur Zeit in Frankreich nicht ertragen wird. Indeß füllen sich diese Lücken, so schmerzlich man sie empfindet, soweit sie nicht unmittelbare Thatsachen betreffen, bis auf einen gewissen Grad von selber aus, sobald einmal die Grundlagen festgestellt sind, auf denen der gesammte Meinungsaustausch ruht.

Aehnliche Rücksichten hat der Herausgeber aber auch bei der Auswahl der Correspondenz Tocquevilles mit dessen englischen Freunden walten lassen zu müssen geglaubt, und wenn auch in den einzelnen Fällen die Zahl der zurückgehaltenen Briefe vergleichsweise lange nicht so groß ist, so können wir diese Nothwendigkeit gleichwohl nur tief bedauern, wenn wir auch seine Gründe zu achten wissen, weil die Zahl jener englischen Freunde Tocquevilles um so größer war und in der Reihe derselben die ausgezeichnetsten Namen des neueren Englands glänzen.

Herr von Beaumont hat endlich seine Verdienste um seinen allzu früh hingeschiedenen Freund durch eine Biographie desselben, die den 5. Band der gesammten Werke eröffnet, gekrönt. Dieselbe zeichnet sich durch die Sachkenntniß und Hingebung aus, die dem gesammten Unternehmen nachgerühmt werden müssen. Unsere Absicht ist es nun nicht, um das ausdrücklich hervorzuheben, mit dem folgenden Versuche etwa mit dem Franzosen hierin zu wetteifern: die biographischen Momente werden vielmehr für uns nur insofern in Betracht kommen, als sie zur Feststellung des Gesammtbildes von selbst gehören.

In der französischen Revolution hat man bekanntlich eine Reihe

von Beispielen erlebt, daß Mitglieder des alten Adels sich den neuen befreienden Ideen anschlossen. Es geschah das meist nicht in Folge ruhiger Ueberlegung, sondern der Sturm der Begeisterung, der Alles widerstandslos vor sich niederwarf, riß auch sie mit fort. Auch Alexis von Tocqueville, ein Epigone des revolutionären Zeitalters, und gleichfalls jenem alten Adel angehörig, hat sich jenen neuen Ideen angeschlossen und ist als ihr warmer und beredter Verfechter aufgetreten; das Unterscheidende ist aber, daß er auf ganz anderem Wege an jenem Standpunkt angelangt ist. Er stand nicht mehr unter dem unmittelbaren und unwiderstehlichen Eindruck jener Bewegung, die sich unter dem Beifallsjauchzen der Völker mit dem Anspruch erhoben hatte, ein neues Zeitalter der Freiheit und Gleichheit zu begründen; als er (im J. 1805) geboren ward, war vielmehr längst die vernichtende Katastrophe eingetreten und eben hatte der Bändiger der Revolution den ehernen Fuß auf ihrem Nacken sich auf dem improvisirten Kaiserstuhle niedergelassen. Die Ueberlieferungen seiner Familie, die Einflüsse seiner Erziehung wiesen ihn nicht minder in eine ganz andere Richtung. Sein Vater, der Graf von Tocqueville, war ein strenger Legitimist und nach der Restauration ein getreuer Diener der Bourbonen, der seinen contrerevolutionären Standpunkt überdies in einem eigenen geschichtlichen Werke (philosophische Geschichte der Regierung Ludwigs XV.) niedergelegt hat. Mit den ersten Familien des altköniglichen Frankreichs verknüpften ihn enge verwandtschaftliche Bande. Einen charakteristischen Zug seines Standes, einen lebhaften Familiengeist, hat er auch sein ganzes Leben hindurch unwandelbar festgehalten. Ueberhaupt, die aristokratischen Eindrücke seiner Jugend haben sich niemals verwischt, im Herzen und in seinen Gewohnheiten ist er immer Aristokrat geblieben. Auch der Unterricht, den er genoß, war nur dazu angethan, ihn in diesem Zauberkreise festzuhalten. Derselbe war dürftig genug; in das classische Alterthum in sehr unvollkommener Weise eingeführt, ist er niemals recht heimisch darin geworden. Griechische Geschichte z. B. hat er erst spät aus dem berühmten Werke seines Freundes Grote näher kennen lernen. Um so mehr zu bewundern ist es unter allen diesen Umständen, mit wie sicherem Tritte T. bei seinem Eintritt in das Leben sich zurechtfand und sofort die principielle

selbstständige Stellung einnahm, die er dann unverändert festhielt und an den Thatsachen entwickelte. Nicht die Neigungen seines Herzens, sondern sein ausgezeichneter Verstand, getragen von einer edlen und freien Seele, rißen ihn aus den beengenden Traditionen seines Geschlechtes los und ließen ihn dem Geiste des Jahrhunderts mit scharfen Augen und ohne Zucken in das Antliß blicken. Während in Frankreich die liberale und die contrerevolutionäre Partei im heißen Kampfe um die Herrschaft rangen, ist ihm in der Stille die bange Erkenntniß aufgegangen, daß die Zeit der Aristokratie unwiderruflich vorüber sei und daß die Zukunft der Demokratie gehöre, die Erkenntniß, daß es wahre Staatsweisheit sei, dieser unaufhaltsamen Entwicklung nicht blinden Widerstand zu leisten, sondern sich an ihre Spitze zu stellen und sie so zu leiten, daß die wahre Freiheit und die Würde der Menschheit bei ihrem Siege nicht etwa mehr verliere als gewinne. Denn die Freiheit erschien ihm die Krone des menschlichen Daseins und alles Uebrige ohne sie werthlos. „Ich habe habe stets die Freiheit aus Instinkt geliebt, und alle meine Erwägungen führen zu keinem andern Ergebniß, als daß ohne sie keine sittliche und keine politische Größe auf die Dauer denkbar ist." Diese Erkenntniß, daß die Herrschaft der Demokratie unaufhaltsam und daß ihre Gefahren nur durch die Bewahrung der Freiheit zu vermeiden seien, hat sich in ihm sodann mit jedem Tag und mit eder neuen Erfahrung befestigt und die Gewalt einer tiefen, den ganzen Menschen beherrschenden, nie wieder verlassenen Ueberzeugung gewonnen. Es ist unter diesen Umständen aber auch klar, daß er von Anfang an zu keiner der bestehenden Parteien sich bekennen konnte. Schon für diese Zeit gilt, was er zehn Jahre später über sich schreibt „Man will mit aller Gewalt aus mir einen Parteimann machen, und ich bin es doch nicht. Man schreibt mir Leidenschaften zu, und ich habe doch nur Meinungen; oder vielmehr ich habe nur eine Leidenschaft, die Liebe zur Freiheit und der menschlichen Würde. Alle Staatsformen sind in meinen Augen mehr oder weniger vollkommene Mittel, um diese heilige und legitime Leidenschaft der Menschen zu befriedigen. Man leiht mir abwechslungsweise demokratische oder aristokratische Vorurtheile. Vielleicht hätte ich jene oder diese, wenn ich in einem anderen Jahrhundert oder in einem

andern Lande geboren wäre. Aber der Zufall meiner Geburt hat mich leicht genug vor den einen und den andern bewahrt. Ich kam zur Welt am Ende einer langen Revolution, die das Alte zerstört und nichts Neues von Dauer geschaffen hatte. Die Aristokratie war todt, als ich zu leben anfing, und die Demokratie existirte noch nicht. Mein Instinkt konnte mich also weder blind auf die Seite der einen noch der anderen treiben. Ich bewohnte ein Land, das im Verlaufe von vierzig Jahren so ziemlich Alles versucht hatte, um nichts festzuhalten. Ich konnte mich daher nicht leicht politischen Täuschungen hingeben. Da ich selbst dem alten Adel Frankreichs angehörte, hegte ich keinen Haß oder natürliche Eifersucht gegen die Aristokratie, und da dieser Adel verachtet war, hatte ich keine natürliche Vorliebe mehr für ihn; denn man schließt sich mit Eifer doch nur an das an, was lebt. Ich stand ihm nahe genug, um ihn gut zu kennen, und fern genug, um ihn ohne Leidenschaft zu beurtheilen. Dasselbe gilt gegenüber der Demokratie. Kein Interesse gab mir einen natürlichen und unvermeidlichen Hang zur Demokratie, aber ich hatte persönlich auch keine Kränkung von ihr erlitten. Ich hatte keinen besonderen Grund sie zu lieben oder zu hassen, ausgenommen jene, die mir der Verstand an die Hand gab. Kurz, ich stand in vollkommener Unabhängigkeit zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, weder von der einen noch der andern instinktiv angezogen, und brauchte so keine großen Anstrengungen zu machen, beide mit ruhigen Blicken zu betrachten."

T. war etwa ein Jahr nach der Thronbesteigung Karl X. in die Magistratur eingetreten und hatte eine Stellung am Gerichtshof zu Versailles gefunden. Aber so gewiß er schon jetzt die angedeuteten politischen Grundanschauungen ausgebildet hat, ebenso unzweifelhaft betrieb er in eben dieser Zeit eifrig das Studium der Geschichte, theils weil er überzeugt war, daß diese die Grundlage aller politischen Bildung ist, theils weil er eingestandener Maßen in sich selbst den Beruf zum Geschichtschreiber verspürte. Und in beiden Richtungen war es die neuere Geschichte, die ihn vornehmlich anzog. Es wäre demnach in der That ein Irrthum anzunehmen, T. sei aus Zufall Geschichtschreiber geworden, weil er verhältnißmäßig so spät dazu kam, ein größeres rein geschichtliches Werk zu

unternehmen. Wir werden überdies bald genug sehen, daß die Keime gerade dieses Werkes in eine vergleichsweise sehr frühe Zeit zurückreichen. Bei dieser auf das Praktische gerichtete Stimmung seines Geistes konnte es nicht anders sein, als daß er den Gang der Dinge in Frankreich, die eben jetzt im Begriff waren in ein verhängnißvolles Stadium einzutreten, mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgte. Bei seinem ungewöhnlichen politischen Scharfblick hat er die heraufziehende Verwickelung früher als mancher gewiegte Politiker erkannt. Er gehörte zu jenen, die, nicht aus romantischer Schwärmerei, sondern aus Verstandesgründen und aus Patriotismus die Erhaltung der legitimen Monarchie aufrichtig wünschten. Mit um so lebhafterer Besorgniß verfolgte er die falschen Schritte der herrschenden Partei.

T. war von Haus aus ein tief religiöser Mensch, der unerschütterlich an dem Glauben seiner Väter hing, — wir werden noch darauf zurückkommen — es war dies eine der bleibenden Wirkungen seiner Erziehung; aber er trug zugleich eine so hohe Vorstellung von der Religion in sich, daß es ihm nicht zweifelhaft war, daß sie niemals zu einer Sache des Zwanges gemacht werden und daß sie eben so wenig sich der politischen Freiheit feindlich entgegenstellen dürfe. Religiöse und politische Freiheit für die ganze Welt: dieser Wahlspruch Cannings ist in der That auch dem Sinne nach der seinige gewesen. Er hat es einige Jahre später als den schwersten Fehler erklärt, den die Kirche in ihrem eigenen Interesse begehen konnte, daß sie sich zumal während der Regierung Karl X. mit dem Absolutismus verbündete, und die politische Macht, die die Bourbonen dem Klerus überließen, hat er geradezu als die wirksamste Ursache ihres Sturzes bezeichnet. „Sich selber überlassen würde die ältere Linie Mühe gehabt haben sich zu behaupten, fügt er hinzu, aber verbündet dem Klerus und ausgesetzt dem glühenden Hasse, den die politische Macht der Priester erregte, mußte sie unfehlbar unterliegen.“ So hat er sich denn über die Bedeutung des Rücktrittes des Ministeriums Martignac und dessen Ersetzung durch eine Verwaltung Polignac vom ersten Augenblicke an nicht getäuscht. Er sprach es sofort aus, daß ein solches Ministerium sich zu Gewaltstreichen und Verfassungsverletzungen werde gedrängt sehen, daß aber mit einem

solchen verblendeten Beginnen der König seine Krone aufs Spiel setze. So kam denn die Julirevolution für ihn nicht unerwartet und vollführte, was er vorausgesehen hatte.

T. beklagte diese Wendung der Dinge, so deutlich er sie hatte kommen sehen, weil er sich für überzeugt hielt, daß sie nicht zum Heile Frankreichs ausschlagen könne. Aber er beugte sich zugleich vor ihr und erkannte die neue, durch die Erhebung der Orleans geschaffene Ordnung an und leistete den Eid. Es wurde ihm dies nicht leicht, nicht weil etwa sein Gewissen dagegen sprach, sondern weil er die Nachrede fürchtete, als habe er aus unreinen Motiven sich zu diesem Schritte entschlossen. Entscheidungsvoll war dieser Schritt gewiß für ihn, er brach damit für immer mit der royalistischen Partei, der nach wie vor seiner Familie angehörte, und mußte sich nun vollends auf eigene Füße stellen. Er war dabei ja in einer ganz andern Lage als die liberale Partei, welche die Revolution mitgemacht hatte und nun triumphirend in den Besitz der Herrschaft eintrat. Er hatte seines Theils zu den neuen Ergebnissen nichts beigetragen; er gab sich nur sehr vorübergehend dem Glauben hin, was jene Partei wirklich und in der besten Meinung that, daß mit dem Sturze der alten Linie die revolutionäre Epoche Frankreichs dauernd geschlossen sei. Er war scharfblickend genug zu erkennen, daß die Julirevolution das demokratische Element entbunden habe und daß dieses auf die Länge sich nicht würde zurückweisen lassen. Jene Revolution hatte in seinen Augen bald genug keinen Sinn und kein Recht, wenn durch sie wieder bloß ein Bruchtheil der Nation zur Macht, resp. zur gesetzlichen Theilnahme an der Regierung gelangte, und wenn die Sieger sich nicht die hohe Aufgabe stellten, das Reich der Volksherrschaft, das nun einmal im unvermeidlichen Herannahen begriffen sei und dem wohl oder übel die Zukunft gehöre, mit weiser und bedächtiger Hand anzubahnen und so eine Bewegung gesetzlich zu regeln und zu leiten, die außerdem auf gewaltsame und unheilvolle Weise sich Bahn brechen würde. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Aufgabe so leicht oder so sicher zu lösen war, wie T. geglaubt zu haben scheint: gewiß ist, die Juliregierung hat mit vollem Bewußtsein einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen und sich begnügt, die Herrschaft der Bourgeoisie zu begründen. So kam es, daß T. sich schon in

der nächsten Zeit verstimmt und nicht ohne Geringschätzung von der neuen Ordnung der Dinge abwandte und in Gegensatz zu ihr trat. „Wenn das Ministerium Polignac gesiegt hätte", schreibt er schon am 18. August 1830, „so würde ich wegen meines Widerstandes gegen die Ordonanzen cassirt worden sein. Nun ist es unterlegen, und ich werde vielleicht von seinen Besiegern beseitigt; denn ich kann nicht Alles billigen, was da geschieht."

Im Zusammenhange mit dieser Verstimmung entstand in T. der Gedanke, der neuen Welt einen Besuch abzustatten und die Demokratie der nordamerikanischen Freistaaten, ihre Einrichtungen, ihre Sitten zu studiren, — eben weil er die Herrschaft der Demokratie auch für Frankreich für unvermeidlich hielt und ihm mit Recht unendlich viel daran lag, sich an einem großen concreten Beispiele über ihre Natur und ihre Wirkungen zu unterrichten und die gesammelten Erfahrungen dann für sein Vaterland zu verwerthen. Diese Reise ist bekanntlich für die ganze Zukunft T.'s entscheidend geworden. Die Frucht derselben war sein berühmtes Werk „über die Demokratie in Amerika", dessen erste Abtheilung drei Jahre nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt (1835) erschien. Der Eindruck, der Erfolg war ein ganz außerordentlicher, wie man ihn in Frankreich seit Montesquieu nicht erlebt hatte und wie er in der Geschichte der Literatur überhaupt nur selten vorgekommen ist. T. war mit einem Schlage ein berühmter Mann, nicht bloß in Frankreich, sondern in der alten und neuen Welt zugleich; die Wirkung war eine universelle, zunächst aus dem Grunde, weil der behandelte Gegenstand universeller Natur war und weil man sich des Gefühls nicht erwehren konnte, daß bei dieser Frage alle Welt betheiligt sei. Das Buch T.'s traf, so zu sagen, mitten in das Herz der europäischen Gesellschaft. In Frankreich, wie das nicht anders sein konnte, ging der Eindruck zunächst am Tiefsten, für Frankreich war es ja ausdrücklich auch geschrieben. Frankreich begrüßte in freudiger Ueberraschung auf Grund dieses Werkes einen Schriftsteller ersten Ranges, der gar keine Vorgeschichte, keine Entwicklung hinter sich hatte und nun mit einem Wurfe als ein vollendeter Meister vor sein erstauntes Volk trat. Des Weiteren glauben wir uns für unsere Zwecke mit wenigen Bemerkungen über das Werk begnügen

zu dürfen. Der Grundgedanke desselben ist bekannt. Es ist immer die Frage nach der Verbindung zwischen Freiheit und Gleichheit — Selbstregierung, die den Autor unter allen möglichen Formen beschäftigt und die er im Wesentlichen in den amerikanischen Einrichtungen, die er zu diesem Zwecke analysirt, gelöst findet. „Meine Absicht“, sagt er gelegentlich, „war, an diesem Beispiele zu zeigen, daß die Gesetze und vor Allem die Sitten einem demokratischen Volke gestatten frei zu bleiben. Im Uebrigen bin ich weit entfernt zu glauben, daß wir dem Beispiele folgen müssen, das die amerikanische Demokratie gegeben, und daß wir die Mittel nachahmen müssen, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient hat . . . Aber ich bin der Meinung, daß, wenn man bei uns nicht dazu gelangt allmählich demokratische Einrichtungen einzuführen und zu begründen, und wenn man es unterläßt, Allen die Ideen und Gefühle einzuflößen, die sie von vornherein auf die Freiheit vorbereiten und in der Folge zum Gebrauch derselben befähigen, es für Niemanden, weder für den Bürger, noch für die Vornehmen, nicht für den Reichen und nicht für den Armen eine Unabhängigkeit, sondern für Alle eine und dieselbe Tyrannei geben wird; und, setzt er mit prophetischem Geiste hinzu, ich sehe es voraus, daß, wenn es uns nicht gelingt, unter uns die friedliche Herrschaft der größtmöglichen Mehrheit zu begründen, wir früher oder später bei der unbeschränkten Herrschaft eines Einzigen anlangen werden.“ Das Werk ist in der That ein ebenso geniales als originelles, von einer politischen Beobachtungsgabe und einem Scharfblick, die mit Recht allgemeine Bewunderung hervorgerufen haben, von einer Sicherheit und Präcision in der Durchführung, wie sie nur von einem Meister zu verlangen ist, von einer Wärme und einem Schwung der sittlichen Voraussetzungen und Anschauungen, denen ein guter Theil des Erfolges zugeschrieben werden muß. Die außerordentliche literarische Leistung, die hiermit gegeben war, ist oft genug besprochen worden. Daß in dem Werke ein seltenes publicistisches und staatsmännisches Talent angezeigt war, konnte jeder, der für dergleichen Dinge ein Auge hat, auch damals schon entdecken, wo die ahnungsvollen und bangen Vorhersagungen noch nicht eingetroffen waren. Daß aber dem Verf. zugleich eine entschiedene Anlage zum Geschichtschreiber innewohne, mußte sich jeder sagen,

der nur den ersten und zweiten Abschnitt des ersten Theiles mit Verstand gelesen hatte.

Es ist uns höchst wahrscheinlich, daß T. seine literarische Laufbahn mit einem Werke geschichtlicher statt politischer Natur begonnen hätte, wenn nicht die Julirevolution ihm zunächst eine andere Richtung gegeben hätte. Ebenso gewiß aber würde er auch als Geschichtschreiber ähnliche praktische Zwecke verfolgt haben wie als Politiker, und er hat viel später, als er sich zur Geschichtschreibung wendete, das ja wirklich gethan. Vor der Hand war indeß nicht daran zu denken, daß er an die Ausführung eines solchen Unternehmens ging, wenn er auch solchen Gedanken niemals so fern getreten ist, als man vielleicht glaubt. Der erste Theil seines in Rede stehenden Werkes war, wie bemerkt, 1835 erschienen, der zweite trat erst mehr als vier Jahre später ans Licht. Dazwischen liegen verschiedene für ihn und seine Zukunft wichtige Vorgänge. Schon im Jahr 1833 hatte er dem Staatsdienst gänzlich entsagt. In demselben Jahre hatte er einen Ausflug nach England unternommen, den er zwei Jahre später wiederholte. Nach diesem Lande hat er sich von früh an hingezogen gefühlt; es hat ihn wegen seiner politischen Einrichtungen in besonders hohem Grade sympathisch berührt. Der aristokratische Charakter der englischen Institutionen und Sitten machte auf ihn einen gleich tiefen Eindruck als der demokratische in Amerika, weil er auf beiden Seiten die Freiheit gewahrt sah. Seine zweite Reise, bald nach der Veröffentlichung des ersten Theils seines berührten Hauptwerkes war höchst schmeichelhaft und folgenreich für ihn; er trat auf der Grundlage dieser literarischen Anerkennung zu einer Reihe der ausgezeichnetsten und hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Englands in die herzlichsten Beziehungen, die wir angesichts der nun wenigstens theilweise veröffentlichten Correspondenz nicht näher zu schildern brauchen. Wenn er gerade in diesen Erfolg so recht seinen Stolz setzte, so wird man das begreifen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß auch T. so noch die alte Erfahrung bestätigte, daß seit Montesquieu kein politisch denkender Franzose sich den Einflüssen des englischen Geistes entziehen konnte. Ein Ergebniß dieser in England angeknüpften Verbindungen war auch sein erster Versuch rein geschichtlicher Art, den er auf John

Stuart Mills Anregung für die London and Westminster review schrieb und der im Jahr 1836, von Mill selbst übersetzt, erschien. Im französischen Original ist derselbe erst im 8. Bande der Gesammtausgabe (im Jahr 1865) veröffentlicht worden. Der Aufsatz führt den Titel: Etat social et politique de la France avant et depuis 1789; indeß ist nur die erste Hälfte ausgeführt worden. Die Arbeit ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig und voll Scharfsinn und treffender Beobachtungsgabe. Die Analyse politischer und socialer Zustände eines Volkes war ja das rechte Feld für den Geist des Verfassers der „Demokratie in Amerika". Was T. hier über die Lage des Grundbesitzes und seiner Theilung in Frankreich vor der Revolution sagt, verdient alle Aufmerksamkeit; es trifft mit dem zusammen, was später Sybel, unabhängig von ihm, zumal in Bezug auf den Kleinbesitz, beigebracht hat. Am Wichtigsten ist aber der Zusammenhang, in dem dieser Versuch mit dem beinahe 20 Jahre später geschriebenen historischen Hauptwerke T.'s steht. Der Grundgedanke des letztern ist nämlich bereits unverkennbar in dem erstern enthalten. Es verhält sich das eine zu dem andern wie der Keim zu der Vollendung: Beweis genug, wie früh die Studien und die Betrachtungsweise T.'s die dann so spät zu Tage getretene Richtung genommen hat. „Niemals ohne Zweifel gab es", sagt er gegen den Schluß des Aufsatzes, „eine gewaltigere, ungestümere, zerstörendere und schöpferischere Revolution als die französische. Und gleichwohl würde man sich schwer täuschen, wollte man glauben, daß ein vollständig neues französisches Volk aus derselben hervorgegangen sei, und daß sie ein Gebäude errichtet habe, dessen Grundlagen vor ihr nicht vorhanden waren. Die französische Revolution hat eine Menge von beiläufigen und untergeordneten Dingen geschaffen, aber die hauptsächlichen Einrichtungen anlangend hat sie nur bereits gegebene Keime entwickelt, und diese existirten vor ihr. Sie hat mehr nur die Wirkungen einer großen Ursache geregelt, geordnet und legalisirt, als daß sie die Ursache selbst gewesen wäre." In eben diese Zeit fällt in Folge zufälliger äußerer Veranlassung die Entstehung einer andern kleinen historischen Schrift T.'s, die jetzt unter der Aufschrift Notice sur Cherbourg im 9. Bande der Gesammtausgabe Platz gefunden. Er war nämlich

aufgefordert worden, für das Sammelwerk „die Städte Frankreichs" den Artikel über Cherbourg zu liefern, in dessen Nähe das Stammschloß seiner Ahnen sich erhob und das später in seinen Besitz übergegangen ist. Mit richtig treffendem Takte hat T. dieser Aufgabe den höheren Gesichtspunkt abgewonnen. Die Geschichte der Stadt wird ganz kurz abgemacht, dagegen die Geschichte des berühmten Hafens mit um so hingebenderer Vorliebe und mit fruchtbarer Sachkunde, die zum guten Theil auf der Benutzung unbekannter Archivalien beruht, behandelt. Nach der Vollendung der zweiten Abtheilung seines Werkes über die Demokratie in Amerika dachte T. wohl an die Unternehmung eines größeren historischen Werkes. So hat ihn eine Zeit lang die Absicht beschäftigt, das Leben seines mütterlichen Großvaters, des einstmaligen Reformministers König Ludwig XVI., des edlen Malesherbes zu schreiben. Wer wäre berufener zu einer solchen Arbeit als er gewesen? Daß es nicht geschah, kann man sicher nur bedauern: war er sich doch auch geistiger Verwandtschaft mit Malesherbes recht deutlich bewußt. Längere Zeit hielt er in diesen Jahren die Idee fest, eine Geschichte der englischen Herrschaft in Indien zu schreiben und machte zu diesem Zwecke bereits umfassende Vorstudien: gewiß eine großartige Idee, wie denn die Wahl T.'s stets nur auf große Gegenstände gefallen ist; indeß die Theilnahme, die er, seit sein literarischer Erfolg die Augen seiner Nation auf ihn gelenkt hatte, dem öffentlichen Leben widmete, ließ alle diese Absichten unausgeführt, und erst etwa zehn Jahre später, nachdem die Geschicke Frankreichs eine ihm durchaus antipathische Wendung genommen, kehrte er wieder zu literarischen Beschäftigungen zurück.

T. besaß politischen Ehrgeiz, er empfand zugleich in sich den Trieb, für seine politischen Grundsätze einen praktischen Wirkungskreis zu suchen, den er nach der Lage der Dinge am Sichersten auf dem Boden parlamentarischer Thätigkeit finden konnte. Die nun beginnende Theilnahme T.'s am öffentlichen Leben seines Vaterlandes in der Zeit von 1839—1851 ist wichtig genug und wird bei einer parlamentarischen und politischen Geschichte Frankreichs in dem berührten Zeitraum sicher ihren Platz finden. Eine ministerielle Candidatur, die ihm (1837) durch das Ministerium Molé angeboten wurde,

wies er mit zuversichtlichem Stolze zurück; er wollte nicht auf dem Wege einer Empfehlung durch die Regierung einen Sitz in der Kammer gewinnen, da er seinen Grundsätzen gemäß nicht mit derselben gehen konnte. So erfüllte sich erst im Jahr 1839, aber durch einen unbeeinflußten, freiwilligen Act seiner Wähler, sein Wunsch. Seinen politischen Standpunkt haben wir bereits angedeutet. Es war ein durchaus freier, hoher, idealer, weitherziger, in die Zukunft schauender. Er begriff nicht, wie man Sittlichkeit, Religion und Ordnung einerseits der Freiheit und der Gleichheit vor dem Gesetz andererseits als Parteibegriffe gegenüberstellen konnte. Er war überzeugt, daß alle diese Dinge vor Gott untrennbar eins seien: heilige Dinge, von deren Verbindung die Größe und das Glück der Menschen abhänge. Er hielt es für eine der rühmlichsten Aufgaben, zu zeigen, daß jene Dinge nicht unverträglich miteinander, ja vielmehr so enge mit einander verbunden sind, daß jedes von ihnen sich schwächt, sobald es sich von den übrigen loslöst. „Man muß die Menschen überzeugen, daß die Achtung vor den göttlichen und menschlichen Gesetzen das beste Mittel sei, frei zu bleiben, und daß die Freiheit das sicherste Mittel sei, rechtschaffen und religiös zu bleiben." Allerdings ein idealer Standpunkt, für den mit seiner Kraft in der Wirklichkeit einzutreten, es ihm wenigstens unbedingter Ernst war. Dasselbe gilt von seiner uns schon bekannten Auffassung des demokratischen Elementes; er hielt es nach wie vor für eine dringliche Pflicht eines französischen Staatsmannes, das Volk, dessen Herrschaft nicht aufzuhalten sei, in den Besitz politischer Rechte zu setzen und so die Freiheit vor den Gefahren zu schützen, welche die Herrschaft der Gleichheit sonst unfehlbar über sie bringen werde. Unter diesen Umständen konnte das System der Julireregierung vor T.'s Augen keine Gnade finden. Aber gleichwohl war er weit davon entfernt, direct feindselig gegen dieselbe zu handeln und sich mit Restaurationsgedanken zu befreunden, die ihm von einer Seite her, wo man ihn hätte besser kennen sollen, nahe gelegt wurden. Er wußte zu gut, daß eine solche die große Majorität des französischen Volkes gegen sich habe und war verständig genug sich zu sagen, daß sie im besten Falle nichts Besseres und nichts Dauerhafteres bringen würde. Dagegen war er fest entschlossen, der Julireregierung gegenüber seine

volle Selbstständigkeit zu wahren und wo sie ihm im Unrecht erschien, sie nicht zu schonen. So kam es, daß er bis zum Sturze derselben, auf Seite der Opposition stand und namentlich ein unerbittlicher und nicht ungefährlicher Gegner des Ministeriums Guizot (Oktober 1840 bis Februar 1848) war. Es liegen eine Anzahl von Kammerreden vor uns, die diesen seinen Standpunkt in voller Deutlichkeit aussprechen. Ehe wir aber seine oppositionelle Haltung etwas näher beleuchten, mag es uns gestattet sein, den Standpunkt zu berühren, den er in dem bekannten Streite zwischen dem Klerus und der Universität in Sachen des Unterrichts einnahm. Es betrifft das einen principiellen Zug in T.'s Charakter, über den keine Unklarheit zurückbleiben darf. Wir haben schon früher davon gesprochen, T. war ein tief religiös gestimmter Geist und für seine Person dem Katholicismus unbedingt ergeben. Er stimmte in dieser Rücksicht mit der Partei, mit der er sonst in der Kammer ging, und die in der kirchlichen Frage bekanntlich im Durchschnitt sehr nüchtern und oft offensiv sich hielt, durchaus nicht überein. Das religiöse Element nimmt überhaupt in seinem gesammten Gedankenkreise einen hervorragenden Platz ein, und wer sein Werk über die Demokratie in Amerika kennt, wird wissen, wie ungemein hoch er die politische Bedeutung jenes Elementes anschlägt. Und er hätte auch ein schlechter Politiker sein müssen, wenn er das nicht gethan hätte. Aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man ihn etwa mit der theokratischen Partei der „Restauration der Kirche" irgendwie zusammenwerfen wollte. Er war ein viel zu positiver politischer Kopf, als er sich ihr ergeben hätte. Es war ihm auch mit der wahren Freiheit, mit der Freiheit für Alle viel zu aufrichtiger Ernst, als daß er sich an eine Partei hätte anschließen können, die nur die Freiheit für sich suchte und sucht. Allerdings, als er die öffentliche Laufbahn betrat, war es, wie er sagt, sein schönster Traum, so viel an ihm, die Versöhnung des Geistes der Freiheit und der Religion, der neuen Gesellschaft und des Klerus herbeiführen zu helfen. Die Julirevolution hatte in seinen Augen gerade das Verdienst, daß sie den „unnatürlichen" Bund zwischen dem Absolutismus und der Kirche löste und die letztere wieder sich selbst zurückgab. Es hatte ihm geschienen, als sei in Folge dieser Wendung der religiöse Geist bei

den Franzosen wieder erwacht und die tiefe Abneigung, die die freiheitsfeindliche Haltung des Klerus in der Zeit der Restauration gegen diese hervorgerufen hatte, im Erlöschen begriffen. Da kam dieser unselige Streit, fährt er fort, und rief den kaum erloschenen Haß wieder wach. T. ist billig genug zuzugestehen, daß das maßlose Benehmen der französischen Geistlichkeit an dieser Wendung vorzugsweise Schuld trage. Sie war im Rechte, meint er, so lange sie allgemeine Unterrichtsfreiheit verlangte, sie gerieth ins Unrecht, als sie sofort für sich die Leitung alles Unterrichtes als ein der Kirche inhärirendes Recht forderte und sogar noch der Universität das Recht zu lehren absprach. Ein solch unsinniges Verfahren, schließt er, läßt sich nur dem vergleichen, welches 1830 die legitime Monarchie zu Falle gebracht hat. Als im Januar 1844 diese Frage in der Kammer zur Verhandlung gelangte, hat er offen seinen Standpunkt ausgesprochen, und wir bedauern es nur, daß gerade diese Rede nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen worden ist. Brieflich hat sich T. ein paar Wochen später mit Bezugnahme auf jene seine Rede in folgender Weise geäußert: „Es ist mir eine ausgemachte Sache, daß die Erziehung durch Laien (l'éducation laique) die Bürgschaft selbst der Denkfreiheit ist. Ich glaube fest, daß die Universität der vornehmliche Heerd der Studien bleiben und daß der Staat die Ueberwachung auch der Schule, die er nicht selbst leitet, festhalten müsse. Nur eines will ich und habe deß niemals ein Hehl gehabt: ich will, daß neben der Universität sich eine wirkliche Concurrenz gestalten könne. Ich will es, weil das der allgemeine Charakter unserer Einrichtungen ist; ich will es ferner, weil ich überzeugt bin, daß der Unterricht, wie Alles auf der Welt, zu seiner Vervollkommnung, Belebung und Erneuerung des Stachels der Concurrenz bedarf. Das ist es, was ich will, nicht mehr nicht weniger." Unter Religionsfreiheit, die er die erste aller menschlichen Freiheiten nennt, verstand er gewiß ganz richtig Bekenntniß- und Cultusfreiheit, und das Ministerium Guizot erfuhr von ihm einen sehr heftigen Angriff, als es im Jahre 1845 einer protestantischen Sekte eben die Cultusfreiheit in Frage stellte. Nach allem dem wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, auf welche Seite T. in Beziehung auf die kirchliche Frage zu stellen ist. Gewiß darf man ihm auch

nicht etwa einen Platz neben einem Manne wie Montalembert anweisen, zu dem er am Ende doch erst nach der Wiederherstellung des Kaiserreiches dringlichere Berührungspunkte gewann. T. war es mit dem Grundsatze der bürgerlichen und noch mehr der religiösen Freiheit doch größerer Ernst als Montalembert; er war viel weniger phantastisch und einseitig als dieser, er war ein viel mehr klarer und ruhiger Beobachter der menschlichen Dinge und der Geschichte, er stand der modernen Gesellschaft verständnißvoller und sympathischer gegenüber; er hat eben auch eine andere politische Schule durchgemacht. Er wird unzweifelhaft in der Geschichte des französischen Geistes eine viel sichtbarere und bleibendere Stellung einnehmen als jener.

T. gehörte in der Kammer zu der sogenannten dynastischen Opposition und saß auf der linken Seite. Damit ist sein principieller Standpunkt in dieser Rücksicht bereits angedeutet. Wenn man sein parlamentarisches Auftreten in den letzten acht Jahren der Juliregierung aber näher verfolgt, so wird man sich überzeugen, daß die Freiheit seiner Gesammtanschauung auch hier nicht fehlt, und daß er seinen Standpunkt auf eine originelle und schwungvolle Weise vertrat. Wir fügen hinzu, daß er seinen schon öfters hervorgehobenen Scharf- und Seherblick in politischen Dingen auch bei vielen Gelegenheiten bekundete. Er sah in den kritischen Fragen in der That unendlich tiefer und weiter als die Regierungspartei; an den bloßen äußern Thatsachen ist er niemals hängen geblieben. Es würde uns besonders an dieser Stelle zu weit abführen, wollten wir seine Haltung gegenüber den wichtigsten Ereignissen der äußern Politik jener Jahre, z. B. der orientalischen Verwickelung, den Beziehungen zu England u. dgl. nachweisen. Aber seine Aeußerungen und Urtheile über die innern Zustände dürfen wir im Interesse seiner Charakteristik nicht schlechthin übergehen. Eines ist klar, er hat die Gefahren, die gegen die Ordnungen der Julimonarchie heranwuchsen, bei Zeiten erkannt und namhaft gemacht; er sprach es wiederholt aus, daß nach seiner Ansicht das verkehrte, engherzige System derselben, wie es Guizot ebenso geistvoll als verblendet vertrat, vorzugsweise dafür verantwortlich gemacht werden müsse. Er hielt die exclusive Herrschaft der Bourgeoisie für nicht minder verderblich als die contrerevolutionären Bestrebungen der Restaurations-

politik. In dieser Rücksicht sind seine beiden Reden bei Gelegenheit der Adreßdebatte vom 18. Januar 1842 und vom 27. Januar 1848 von besonderer Bedeutung. Er sprach es in der einen mit nackten Worten aus, indem er auf die allgemeine Lage des Landes dunkle Schatten fallen ließ, daß das Hauptübel nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kammer zu suchen sei. Als das Hauptübel bezeichnete er die Abwendung der Kammer-Majorität, dieses fälschlich sogenannte »pays legale«, von den großen Interessen des Landes und die Hingabe an eine blinde und isolirende Selbstsucht. So sei man auf dem sichersten Wege, das Repräsentativsystem überhaupt und mit ihm die Freiheit selbst zu verderben. An dieser Gefahr trage die Regierung mit ihren Fehlern große Schuld, da sie die Menschen bei ihren kleinen Interessen, statt bei ihren Ueberzeugungen fasse, und kein Mittel verschmähe, eine stets ergebene Majorität zu haben. Das habe aber zum Verderben der öffentlichen Sitte geführt und eine tiefe politische Demoralisation, die der Grund alles Uebels sei, zur Folge gehabt. Eine Stellenjägerei, wie man sie noch nie in Frankreich erlebt habe, sei eingerissen; als der eigentliche Zweck einer Wahl in die Kammer werde die Erlangung eines öffentlichen Amtes betrachtet, die so leicht gemacht werde. Und fernerhin sei nicht das engherzige Wahlgesetz das Schlimmste, sondern die Art und Weise, wie es der politischen Corruption dienstbar gemacht werde, indem man das Reich in eine unendliche Anzahl von kleinen Wahldistricten zerlege, wonach der Abgeordnete nur einen solchen kleinen Bezirk vertritt und im besten Falle für die lokalen Interessen derselben sorgt und darüber die großen nationalen Aufgaben und Pflichten preisgebe. Im Verlaufe dieser Rede hat T. auch sein Urtheil über die Coalition abgegeben, durch welche im Jahre 1839 das Ministerium Molé gestürzt wurde, er macht sie für die Verwirrung der öffentlichen Meinung, die zur Zeit in Frankreich herrsche, ausdrücklich und mit Recht mit verantwortlich. Hat ja doch selbst Guizot, der sich sonst so gerne in den Mantel seiner starren Tugend hüllt, in neuester Zeit zugegeben, daß seine Betheiligung an jener parlamentarischen Intrigue nicht frei von persönlicher Leidenschaft gewesen sei. Ueber die Gefahr einer drohenden socialistischen Revolution hat T. sich nicht lange getäuscht,

es liegt (Bd. 9, S. 514) das Fragment eines Manifestes vom Oktober 1847 stammend vor uns, in welchem dieselbe mit klaren Worten signalisirt und Mittel, sie zu beschwören, angedeutet werden. Es ist dies die Zeit, in der die Wahlreformbewegung bereits im Gange war, welcher Louis Philipp und sein Minister einen so unbeugsamen und unverständigen Widerstand entgegensetzten; die Zeit, in der die unausbleiblichen Folgen der Herrschaft einer privilegirten Klasse wie die damalige Bourgeoisie in einer Reihe von Aergernissen und Uebelständen zu Tage traten. Guizot sieht bekanntlich auch jetzt noch nicht ein, von wie kurzsichtigen Gesichtspunkten er sich damals hat leiten lassen; er kann sich jedoch wenigstens nicht damit entschuldigen, daß er ungewarnt geblieben sei. Und kaum ist dies von irgend einer Seite her dringlicher und lauter geschehen als es T. in seiner Rede vom 27. Januar 1848 that. Die politische Demoralisation sei in der bedenklichsten Weise gewachsen, die Kammer sei ihrer natürlichen Bestimmung, der Vertretung der großen und allgemeinen Interessen des Landes, mit jedem Jahre mehr entfremdet; die Verderbniß der öffentlichen Sitten habe auch auf den Zustand der Privatmoral ungünstig zurückgewirkt. Die äußere Stellung Frankreichs, die großen regeneratorischen Prinzipien seiner glorreichen Revolution hätten unter dieser verkehrten Politik gelitten. Man glaube zwar an keine Gefahr, weil die Oberfläche ruhig sei; jedoch die Unordnung, wenn sie auch noch nicht in den Thatsachen walte, sei dafür um so tiefer in die Geister gedrungen. Und diese in den unteren Schichten des Volkes, seien zwar nicht von politischer, aber von socialistischer Leidenschaft aufgeregt. Ob man denn die verwirrende Sprache, die vor und von den Massen geführt werde, nicht kenne? und ob man nicht wisse, daß solche Grundsätze, wie sie da gepredigt und geglaubt werden, früher oder später zu den furchtbarsten Umwälzungen führen müssen? „Das ist, fügt er hinzu, meine feste Ueberzeugung; ich glaube, daß wir zur Stunde auf einem Vulkan schlafen, ich bin davon fest überzeugt.“ An dieser erschreckenden Wendung, heißt es weiter, sei die Regierung nicht ohne Schuld. Die Macht der Regierung sei seit Jahren gewichen, das Princip der Freiheit habe nicht die mit Recht erwartete Entwickelung erfahren. Die Regierung habe sich zu ihren engherzigen Zwecken nicht immer

loyaler, sehr oft depravirender und unrechtmäßiger Mittel bedient, und selbst wo ihre Absichten vielleicht gut waren, habe sie ein solches demoralisirendes Verfahren eingeschlagen. Der Redner wiederholt hier die Vorwürfe, die er schon in seiner berührten Rede des Jahres 1842 in Beziehung auf die Corrumpirung des öffentlichen Geistes ausgesprochen hatte, und belegt sie mit einigen Beispielen, die gerade jetzt schweres Aergerniß erweckten. Zum Schlusse kommt er auf seine Ankündigung einer nahenden schweren Gefahr eindringlicher zurück. „Wenn ich in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern untersuche, welches die Ursache war, die das Verderben der herrschenden Klasse herbeigeführt hat, treten mir mancherlei Wahrnehmungen entgegen; aber glauben Sie nur, der wahre, der wirkliche Grund, aus dem herrschende Gewalten ihre Macht verlieren, ist, weil sie ihrer unwürdig geworden sind. Aus diesem Grunde und aus keinem andern ist die alte Monarchie gefallen. — Fühlt Ihr nicht instinktmäßig, daß der Boden aufs Neue in Europa zittert? Verspürt Ihr nicht, daß der Wind der Revolution in den Lüften weht und Ihr bleibt ruhig sitzen angesichts der öffentlichen Entsittlichung? Denn diese Entsittlichung besteht und wird Euch in kurzer, vielleicht in nächster Zeit zu neuen Revolutionen führen. Seid Ihr des kommenden Tages sicher? wißt Ihr, was in Frankreich geschehen kann binnen einem Jahre, einem Monate, einem Tage vielleicht? Ihr wißt es nicht; aber was Ihr wissen könnt, ist, daß der Sturm am Horizonte aufgezogen ist, daß er sich gegen Euch in Bewegung gesetzt hat; wollt Ihr Euch davon überraschen lassen?“

Es entspricht ganz der idealen und auf die letzten Gründe zurückdringenden Anschauung T.'s, daß er auf die Aenderung des Systems, des Geistes der Regierung das Hauptgewicht legte; die Reform des Wahlgesetzes und der Kammer (d. h. die Ausschließung der Beamten) erschienen ihm allerdings gleichfalls als wünschenswerth und heilsam, und später hat er dieses Versäumniß sogar als den Hauptgrund des Sturzes der Julireglerung bezeichnet; jetzt aber betonte er doch vor Allem, daß diese Reformen allein, ohne den rechten Geist, dem Uebel nicht gründlich abhelfen würden. Daher hat er sich auch, so viel wir sehen, an der bekannten Bewegung für die Wahlgesetzreform, die denn im Zusammenwirken mit der höchst unzeitigen

Hartnäckigkeit der Regierung die nächste Veranlassung zum Ausbruch der Februarrevolution wurde, nicht in activer Weise betheiligt, er scheint sogar das Vorgehen Odilon Barrots, mit dem er übrigens in nahen Beziehungen stand, nicht ganz gebilligt zu haben. Wie dem aber sei, seine warnenden Voraussagungen sind bekanntlich nur allzubald eingetroffen; die Julimonarchie, überrascht wie sie war, mußte der improvisirten Republik weichen. Diese Katastrophe war nun freilich nicht, was T. gewollt, sondern was er befürchtet hatte, und es war ein schlechter Trost für ihn, sie nur allzu treffend angekündigt zu haben. Daß die Menschlichkeit und die Freiheit auf diesem Wege nichts gewinnen, vielleicht Vieles verlieren würden, war ihm vom Anfang an unzweifelhaft. Wohl oder übel aber glaubte er auch jetzt, seine Dienste dem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen. Er trat zunächst in die verfassunggebende, wie das Jahr darauf in die gesetzgebende Versammlung ein. Nachdem die Republik einmal, wenn auch gegen seinen Wunsch und über Nacht gekommen war, erschien es ihm doch als wünschenswerth, daß sie erhalten bliebe. Aber gerade auf diesem Wege lag die große Gefahr und T. hat sie keinen Augenblick verkannt. Es war nicht seine Schuld, daß die neue Verfassung, an deren Vorbereitung er im Ausschuß thätigen Antheil nahm, dieser Gefahr in die Hände arbeitete. Er selbst ist seinen uns bekannten politischen Grundsätzen auch bei der weiteren Entwicklung der Dinge treu geblieben. Das Unterliegen Cavaignacs, den Sieg Ludwig Napoleons bei der Präsidentenwahl bedauerte er; er hat sich über die Bedeutung dieses Ereignisses keinen Täuschungen hingegeben. Er war im Oktober (1848) bestimmt gewesen, an der Conferenz, die in Brüssel behufs einer Verwicklung Englands und Frankreichs zwischen Oesterreich und Sardinien zusammentreten sollte, die Republik zu vertreten; sowie er aber von der Wahl Ludwig Napoleons Kunde erhalten hatte, gab er das erhaltene Mandat zurück. Gerade in dieser Zeit aber macht sich die Lücke in seiner Correspondenz, von der wir weiter oben gesprochen haben, besonders empfindlich geltend; denn ein halbes Jahr nach jenem demonstrativen Schritt trat er, freilich scheinbar gegen Erwarten, in besonders bedeutende Verhältnisse ein. Er wurde am 2. Juni 1849 als Minister

des Auswärtigen in das Ministerium Odilon Barrot gerufen und folgte dem Rufe. Er trat mit diesem Entschluß in keinen Widerspruch zu seinen Grundsätzen, denn das Ministerium war ganz im Sinne der Mehrheit der Nationalversammlung und aus lauter unzweifelhaften Anhängern der Verfassung gebildet. Es hätte ja als ein herausforderndes Unrecht, als ein Mangel an Patriotismus erscheinen müssen, das verfassungsmäßige Entgegenkommen des Präsidenten durch eine Ablehnung zurückzuweisen. Der Verlauf entsprach nun freilich nicht den optimistischen Voraussetzungen. Jene constitutionelle Wendung Louis Napoleons war nur ein augenblicklicher Nothbehelf und auf eine Irreführung der öffentlichen Meinung berechnet gewesen. Die Haltung T.'s gegenüber den brennenden äußern Fragen war eine ganz correcte, aber zu einem lohnenden Genuß seiner Stellung ist er nicht gelangt. Auf der einen Seite erhoben die destruktiven Parteien Schwierigkeiten, auf der andern schuf ihm die zweideutige Haltung des Präsidenten Verlegenheiten. In Betreff der römischen Expedition, die er allerdings als eine fertige Thatsache übernahm, täuschte sich T. wohl selbst und wurde jedenfalls von den beiden andern hier concurrirenden Gewalten getäuscht. Die Wiederherstellung der päbstlichen Gewalt war wohl nach seinem Sinn, aber er wagte zu hoffen, daß sich zugleich die Begründung einer freien Ordnung der Dinge im Kirchenstaate damit verbinden ließe. Eine solche Voraussetzung war unter den obwaltenden Umständen zumal ein offenbarer Irrthum, den Louis Napoleon trotz seines verrufenen Briefes an Edgar Ney in seinem Innern schwerlich getheilt hat. Genug, der Präsident, welcher der Verlängerung seiner Stellung entgegenstrebte, und das Ministerium, das schützend vor der Verfassung stand, vertrugen sich nicht. So kam es zum Bruch, das Ministerium Odilon Barrot erhielt seine Entlassung und wurde durch ein gefügigeres ersetzt (31. Oktober 1849).

Mit dieser ministeriellen Episode schließt im Grunde T.'s öffentliche Laufbahn; das Nachspiel, auf das wir gleich zu reden kommen werden, war kurz, aber allerdings entscheidender Natur. So kann man leider nicht sagen, daß das große staatsmännische Talent dieses Mannes seinem Vaterlande zu gute gekommen sei. Schlimm genug für die Julimonarchie, daß sie keinen anderen Gebrauch von

ihm zu machen wußte, als ihn zu der Rolle einer unfruchtbaren Opposition zu verurtheilen; daß der unerschütterliche Freund der Freiheit von dem sich wiederherstellenden Bonapartismus höchstens eine Zeit lang mißbraucht werden konnte, verstand sich im Grunde von selbst. So gewöhnte sich T., die weitere Entwicklung der Dinge mit niederschlagendem Scharfblick sich vollziehen zu sehen. Im Spätjahr 1850 begab er sich nach Italien, um seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. In Sorrent nahm er den Winter über seinen Aufenthalt. Die Zustände in Italien haben gerade keinen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht. Die Vorgänge des Jahres 1848 erschienen ihm als eine Ueberstürzung, welche die nationale Bewegung zu ihrem tiefen Schaden aus den Händen der Liberalen in die Hände der Revolutionäre geliefert hätten. Noch strenger aber beurtheilte er die alten Regierungen, und man erwäge, was ein solches Urtheil im Munde eines so unbefangenen und überlegenden Mannes bedeuten will. „Ich finde", schreibt er, „in dem gesammelten Wörterbuch der französischen Sprache nicht die Worte, die das Mitleiden und die Verachtung hinreichend ausdrücken, welches mir diese erbärmlichen Regierungen Italiens einflößen, die sich nicht einmal des Despotismus, dem sie huldigen, zu bedienen wissen, welche die Hülfsmittel des Landes nur verwenden, um Soldaten anzuschaffen, und ihre Soldaten, um dummer Weise die guten Leidenschaften wie die schlimmen, die rechtmäßigen Interessen wie die Unordnungen, und die Civilisation wie die Freiheit zu unterdrücken. Unterhaltend wäre, wenn die großen Unfälle der Menschheit es jemals sein könnten, das Vorgeben der hiesigen (neapolitanischen) Regierung ganz besonders sanft und mild zu sein, weil sie den Menschen nicht geradezu an das Leben geht und sich darauf beschränkt, in den Staatsgefängnissen sechs oder sieben Tausend Gefangene verschmachten zu lassen. Ich bin geneigt zu glauben, daß der König von Neapel von Natur gütig und sanftmüthig ist; aber er hat Furcht und die schlimmste aller Tyranneien ist die der Feiglinge." In Sorrent erwachten auch T.'s literarische Neigungen wieder, die nur durch seine active Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückgedrängt worden waren. Schon vorher war in ihm die Absicht entstanden, seine Erinnerungen aus den Jahren 1848

und 1849 niederzuschreiben. Er ging aber schließlich doch wieder davon ab, weil er sich sagte, daß die Veröffentlichung solcher, nach seiner ganzen Art freimüthig gehaltener Aufzeichnungen in der nächsten Zeit doch nicht wohl thunlich sei. Wir können diese Unterlassung nur bedauern, zumal über jene verhängnißvollen Vorgänge von den Mithandelnden noch Wenige gesprochen haben. Dagegen hielt er den Gedanken, der ihn schon seit längerer Zeit beschäftigte, ein umfassenderes Werk in Angriff zu nehmen, um so fester. Es kam ihm jetzt vor, als sei Schriftstellerei doch sein wahrer Beruf und sei er jetzt reif, etwas wirklich Bedeutendes zu leisten. „Es scheint mir, daß mein wahrer Werth doch in den Arbeiten des Geistes besteht, daß ich mehr auf dem Gebiete der Gedanken als des Handelns vermag, und daß, wenn je etwas von mir auf dieser Welt übrig bleibt, es mehr die Spuren meiner Schriften als meiner Thaten sein werden. Die letzten zehn Jahre, die in mannigfacher Rücksicht für mich unfruchtbar gewesen sind, haben mir gleichwohl eine tiefere Einsicht in die menschlichen Dinge und einen mehr praktischen Sinn für das Individuelle (des détails) eingebracht, ohne die Gewohnheit, zu beeinträchtigen, die mein Geist angenommen hatte, die Angelegenheiten der Menschen im Großen (par masses) zu betrachten. Ich halte mich daher jetzt mehr als damals, als ich die Demokratie schrieb, einem großen literarischen Gegenstand politischer Natur gewachsen." Wir wollen hier nicht untersuchen, ob T. mehr zu der einen als der andern Art von Wirksamkeit beschaffen war; ist es doch erfahrungsmäßig gewiß, daß beide Arten neben einander recht gut bestehen können, und bei den Franzosen und Engländern wenigstens hat sich diese Combination bewährt, wenn sie aus guten Gründen bei uns Deutschen auch bisher selten vorgekommen ist. Genug: in diesen Monaten hat die Idee zu dem geschichtlichen Werke, das seinem Urheber neuen und weitreichenden Ruhm eingetragen hat und leider unvollendet geblieben ist, allmählich die grundlegende Gestalt gewonnen. Käme es darauf an, so ließe sich aus T.'s eigenen Aeußerungen die Genesis desselben leicht verfolgen. Wenn T. in der oben angeführten Stelle von einem Werke politischer Natur spricht, so wollte er damit nicht sagen, daß der Stoff nicht geschichtlicher, sondern daß er vor allem zeitgenössischer

Natur sein müsse. Eine bloß gelehrte Arbeit war es, die er dabei von vornherein ausschloß. Er folgte eben hiebei der praktischen Richtung, die ihn sein ganzes Leben hindurch bei jeder Art von Thätigkeit geleitet hatte. „Es sind am Ende doch nur die Angelegenheiten unserer Zeit, die das Publikum und mich selbst interessiren. Die Größe und Eigenthümlichkeit des Schauspieles, das die Gegenwart bietet, nimmt zu sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch, als daß man auf historische Seltenheiten, die müßigen und gelehrten Gesellschaften genügen, viel Werth beilegen könnte. Aber welch einen zeitgenössischen Stoff soll man wählen? Am Originellsten und meiner Natur und meinen Neigungen am Zusagendsten wäre ein Gesammtbild von Betrachtungen und kurzen Uebersichten über die Gegenwart, eine freimüthige Beurtheilung unserer modernen Gesellschaft und die Andeutung ihrer wahrscheinlichen Zukunft. Aber wenn ich den Mittelpunkt eines solchen Stoffes suche, den Punkt, wo alle Ideen, die dieser erweckt, sich begegnen und vereinigen, so finde ich ihn nicht. Ich sehe wohl die Theile eines solchen Werkes, aber das Ganze kann ich nicht finden; ich habe wohl die Fäden, aber der Einschlag fehlt mir, um das Gewebe herzustellen. Ich muß irgendwie für meine Gedanken die feste und zusammenhängende Grundlage der Thatsachen gewinnen. Und das ist nur möglich, indem ich Geschichte schreibe, indem ich mich an eine Epoche anlehne, deren Erzählung mir zur Gelegenheit dient, die Menschen und die Zustände unserer Zeit zu schildern und mir erlaubt, aus all' diesen einzelnen Schilderungen ein Gemälde zu machen. Und nur das lange Drama der französischen Revolution kann mir eine solche Epoche liefern." Und zwar faßte er dabei zunächst die zehn Jahre des Kaiserreichs ins Auge; „sie sind nicht bloß groß, eigenthümlich und selbst einzig, sondern auch bisher nur mit falschen oder doch gemeinen Farben dargestellt worden". Darüber war er sich bald klar, daß solch ein Werk nicht allzulang werden, aber zugleich nicht einen erzählenden, sondern mehr geschichts-philosophischen Charakter erhalten dürfe, der seinem Genius eben am Meisten zusage, mit so vielen Schwierigkeiten das auch verknüpft sei. Das Beispiel von Montesquieus Werk über das römische Reich schwebte ihm dabei vor. Eine wesentliche Eigenschaft, setzt er hinzu, bringe er zu solch einem Unternehmen mit,

die nöthige Freiheit des Geistes, um ohne Leidenschaft und ohne Hartnäckigkeit über die Menschen und Dinge zu reden. „Ich bin von keinen Ueberlieferungen, von keiner Partei abhängig, außer von der der Freiheit und der menschlichen Würde.“ Bekanntlich hat T. diesen seinen ursprünglichen Plan später erweitert und die Genesis des Kaiserreichs und der Revolution in denselben aufgenommen; es scheint uns aber klar, daß die sich vorbereitende Katastrophe der Republik und der Freiheit in Frankreich auf die Entstehung dieses Planes von entscheidendem Einfluß gewesen ist. T. hatte auch von Sorrent aus die Entwicklung der Dinge in Frankreich, die Schachzüge zwischen der Nationalversammlung und dem Präsidenten aufmerksam, aber mit wachsender Besorgniß verfolgt. Er täuschte sich jetzt weniger als je, daß der Widerstand vergeblich sein und daß die Nation durch ihre Haltung die Freiheit zu Falle bringen werde. Im Frühjahr 1851, als sich die Verhältnisse in Paris drohender gestalteten, kehrte er dahin zurück, um bei der bevorstehenden Entscheidung seiner Freunde und Parteigenossen nicht zu fehlen, und nahm seinen Platz in der Nationalversammlung wieder ein. Noch einmal trat eine relativ große Frage an ihn heran und forderte seine Mitwirkung: die der Verfassungsrevision. Wie bekannt, handelte es sich hiebei im Wesentlichen um die Abänderung des Art. 45 der Verfassung der Republik, kraft dessen der Präsident erst nach einer Zwischenzeit von 4 Jahren wiedergewählt werden konnte. Die Revision, resp. Aufhebung jener Bestimmung wurde nun theils von der bonapartistischen Partei gewünscht, theils von Männern einer ganz andern Richtung, die auf diesem Wege eine mögliche inconstitutionelle Wiederwahl Louis Napoleons oder einen gewaltsamen Verfassungsbruch von Seite desselben verhindern und zugleich die unvermeidliche und endgültige Entscheidung über die Zukunft des Landes vorläufig vertagen wollten. T. wurde von dem betreffenden Ausschuß, der sich in seiner Mehrheit für die Revision ausgesprochen hatte, zum Berichterstatter ernannt. Er stand einer bittern Alternative gegenüber. Zwanzig Jahre früher, in seinem Werke über die Demokratie in Amerika, hatte er bereits diese Frage berührt und sich gegen die Wiederwählbarkeit des abtretenden Präsidenten ausgesprochen. „Intrigue und Corruption sind die natürlichen Ge-

brechen einer gewählten Regierung. Aber wenn das Oberhaupt des Staates wieder gewählt werden kann, so wachsen diese Gebrechen ins Unendliche und gefährden selbst die Existenz des Landes. Wenn ein einfacher Bewerber durch Intriguen dahin gelangen will, so werden seine Manipulationen sich nur innerhalb eines begrenzten Raumes geltend machen können. Wenn aber das Staatsoberhaupt selbst als Candidat auftritt, so verwendet er zu seinen persönlichen Zwecken die Macht der Regierung. Im ersten Fall ist es ein Privatmann mit seinen schwachen Hilfsmitteln; im zweiten ist es der Staat selbst mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen, der intriguirt und corrumpirt." Die augenblickliche und in Wahrheit verhängnißvolle Gestalt der Dinge war aber so, daß T. jene seine Theorie verlassen zu müssen glaubte. Es war eine in der That tragische Lage, in die er sich versetzt sah; er gab seinen Rath zu Gunsten der Revision, weil ihm diese das geringere Uebel erschien, dem man sich nicht entziehen könne, ohne in die Gefahr entweder der Anarchie oder der Usurpation zu verfallen. Die Rede, in welcher T. diesen seinen Standpunkt empfahl, ist als solche wohl nicht die bedeutendste, die er gehalten hat, sie machte auch innerhalb und außerhalb der Kammer nicht den überzeugenden Eindruck, den er in der That beabsichtigt hat; es schien Manchem, als glaube er selbst nicht recht an das, was er empfahl, und Andere wieder verargten es ihm, daß er überhaupt nicht unbedingt für das Festhalten an der Verfassung eingetreten sei. T. hat jedoch unzweifelhaft, so schwer es ihm auch wurde, nach seiner tiefsten Ueberzeugung gesprochen und hat nachher das mehrmals und ausdrücklich ausgesprochen und begründet. Bei ruhiger Ueberlegung wird man ihm auch kaum Unrecht geben können. Die ermüdete, gleichgültige Haltung des französischen Volkes in Masse ließ kaum einen andern gesetzlichen Ausweg offen. Bekanntlich hat die Nationalversammlung den Antrag auf Revision verworfen, und nach noch einem Zwischenraum von vier Monaten vollzog sich das Unvermeidliche. Frankreich erhielt den einen unbeschränkten Herrn, den T. lange vorher als die unausbleibliche Folge einer falschen Politik vorausgesagt hatte. Die Volksfreiheit ging schmählich und in rächender Vergeltung mit einem Schlage für alle Parteien zugleich unter.

Von diesem Augenblicke des Staatsstreiches an — der auch ihn in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember vorübergehend nach Vincennes führte — lag zwischen ihm und dem officiellen Frankreich ein Abgrund. Der Schlag traf ihn um so schwerer, als er nicht zu jenen zahlreichen Thoren zählte, die da meinten, diese neue Gewaltherrschaft wäre nur eine rasch vorübergehende Erscheinung. „Er wird nichts Dauerhaftes begründen", schreibt er einige Wochen später, „aber er wird sich lange Zeit behaupten." Eben so klar war T. sich darüber, daß er sich an der nächsten Gestaltung der Dinge in Frankreich in keiner Weise zu betheiligen habe. „Uns bleibt nichts übrig, als uns der Politik unbedingt fern zu halten und ein anderes Feld für die Thätigkeit unseres Geistes zu suchen. Frankreich ist jetzt in einer Stimmung, wo es nur Ruhe will und man sich hüten muß, es zu stören, wenn man nicht übel aufgenommen sein will. Die Nation befindet sich jetzt in einem Zustand, und zwar nicht zum ersten Male, in dem man den Machthabern dankbar sein muß für alles Schlimme, das sie nicht thun; denn sie könnten schlechterdings Alles thun, ohne daß ein Hahn danach krähte." So suchte er seinen Trost und seine Zerstreuung denn in literarischen Beschäftigungen, zu denen er jetzt zurückkehrte. Er ging jetzt mit dem ganzen Ernst, der ihm eigen war, an die Ausführung des historischen Werkes, zu dem er in Sorrent den grundlegenden Gedanken gefaßt hatte. Fünf Jahre vergingen über den umfassenden Vorstudien und der Ausarbeitung des ersten und einzigen Theiles über „das alte Staatswesen und die Revolution". In dieser Zwischenzeit war er von peinlichen Stimmungen und Aufregungen mancher Art heimgesucht. Die Haltung der neuen Regierung in Frankreich, die brutale Unterdrückung aller Freiheit rief seinen fortgesetzten oft verzweifelnden Unmuth hervor. Die rechtlose Beraubung der Orleans empörte ihn aufs Tiefste. Er wollte dem Kaiserreiche nicht einmal die Gunst der Benützung der Ministerial-Archive für seine geschichtlichen Arbeiten verdanken. Am Schwersten trug er das Verhältniß, in welches die Kirche, der Klerus Frankreichs zu dem Zwingherrn trat. Hatte ja doch selbst ein Mann wie der Cardinal Wiseman bereits in dem neuen Kaiser ein auserwähltes

Werkzeug der Vorsehung erkannt. Der unläugbar zu große Optimismus, mit dem T. von diesen Factoren von Jugend auf zu denken gewohnt war, erfuhr jetzt eine herbe, eine beschämende Enttäuschung. „Wirklich niedergeschlagen fühlte ich mich", schreibt er, „seit ich sah, wie die Religion sich zum Mitschuldigen dessen, was da vorgeht, machte. Wenn gewisse Politiker sich zu den Knien oder vielmehr zu den Füßen des Herrschers werfen, so hat das nichts Ueberraschendes oder Drückendes; aber einen so schwarzen und so plötzlichen Undank gegen die Freiheit, einen so schmählichen Abfall, so niedrige Schmeicheleien von Seiten der Lehrer der Moral, der Wächter der Würde und wahren menschlichen Größe, das war zu viel: ich konnte mich nicht fassen." So kam er sich wie verrathen und verkauft mitten unter seinen Zeitgenossen vor. Das peinigende Gefühl der Vereinsamung kam über ihn. „Wir gehören einem andern Weltalter an; wir sind eine Art von jenen antediluvianischen Thieren, die man bald in den Cabineten der Geschichte wird aufbewahren müssen, um später zu wissen, wie die Menschen organisirt waren, die in dieser Zeit die Freiheit, die Religion, die Aufrichtigkeit liebten: ganz absonderliche Neigungen, die völlig verschiedene Organe voraussetzen, als sie die Bewohner der wirklichen Welt besitzen. Das gegenwärtige Geschlecht selbst wird vorübergehen und, ich bin fest überzeugt, von einem andern ersetzt werden, das uns gleicht; aber werden wir diese Neubildung noch erleben? Ich bezweifle es; es wird lange Zeit brauchen, um die beklagenswerthen Eindrücke zu verwischen, welche die letzten Jahre hinterlassen haben, und bis die Franzosen zurückkommen, ich sage nicht zu der leidenschaftlichen Vorliebe für die Freiheit, sondern zu dem Stolz auf sich selbst, zu der Gewohnheit frei zu sprechen und zu schreiben .... Wenn ich an die Prüfungen denke, die eine Hand voll politischer Abenteurer über dieses unglückliche Land verhängt hat, wenn ich denke, daß man inmitten dieser reichen und thätigen Gesellschaft dahin gekommen ist, mit einem gewissen Schein das Recht des Eigenthums in Zweifel zu ziehen, wenn ich mich an alles dies erinnere und mir vorstelle, daß, wie das auch sich in Wahrheit so verhält, die menschliche Gattung in der Mehrzahl aus schwachen, ehrlichen und gewöhnlichen Seelen besteht, so fühle

ich mich versucht, diese außerordentliche sittliche Entartung, wovon wir Zeugen sind, zu entschuldigen und meine ganze Erbitterung und alle meine Verachtung für die Intriguanten und Thoren aufzusparen, die unser Land in diesen Zustand äußerster Verlegenheit versetzt haben." Ein anderes Mal schreibt er: „Haben Sie auf der Reise nie auf den Eindruck geachtet, den man erhält, wenn man am Morgen in einer fremden Stadt ankommt, wo einem alles neu und unbekannt ist, die Menschen, die Sprache, die Sitten? Man befindet sich inmitten einer Menge und doch fühlt man sich durch das Gefühl der Einsamkeit wie mitten in einem Walde gedrückt. Gerade so ergeht es mir oft mitten unter meinen Landsleuten und Zeitgenossen. Ich bemerke, daß es fast keinen Berührungspunkt mehr gibt zwischen ihrer Art und Weise zu empfinden und zu denken und der meinigen. Ich habe lebhafte Neigungen bewahrt, die sie nicht mehr haben; ich liebe noch leidenschaftlich, was sie zu lieben aufgehört haben; ich verspüre einen immer mehr unüberwindlichen Widerwillen gegen das, was ihnen immer mehr zu gefallen scheint. Nicht bloß die Zeit hat sich verändert, sondern das ganze Geschlecht scheint sich verwandelt zu haben. Ich finde mich als einen alten Menschen inmitten eines neuen Volkes." Und diese Empfindung steigerte sich: „Die Welt verengert sich immer mehr für mich", schreibt er im September 1853, „und zählt kaum noch fünf oder sechs Menschen, deren Umgang mir behagt, mich besänftigt und tröstet." Gerade die geschichtliche Arbeit, der er in dieser Zeit seine ganze Kraft widmete, trug ihrer Natur nach dazu bei, diese Stimmung zu nähren. „Je weiter ich in dem Werke vorrücke, um so mehr sehe ich mich in einen Strom von Gefühlen und Gedanken hineingezogen, der dem unmittelbar entgegengesetzt läuft, der so viele meiner Zeitgenossen mit fortreißt . . . Ich betrachte die Freiheit wie stets als das erste aller Güter, ich sehe nach wie vor in ihr eine der fruchtbarsten Quellen menschlicher Tugenden und großer Thaten; nichts kann mich ihr entfremden. Dagegen sehe ich den größten Theil meiner Landsleute, und zwar den anständigsten unter ihnen — denn was die Uebrigen thun, würde mich wenig kümmern — nur daran denken, sich so gut es angeht mit dem neuen Regime möglichst gut zu stellen und, was meinen Geist vollends verwirrt

und erschreckt, einen Geschmack an der Knechtschaft, als einem Bestandtheile der Tugend, zu finden scheinen. Ich vermöchte es nicht zu denken und zu fühlen wie sie, wenn ich es auch wollte: meine Natur widerstrebt dem noch mehr als mein Wille. Ein unbezähmbarer Instinkt zwingt mich in diesem Punkte zu sein, was ich immer gewesen bin. Sie können sich nicht vorstellen, was es Peinliches und Grausames für mich hat, in dieser moralischen Vereinzelung zu leben, mich außerhalb der intellectuellen Gemeinschaft mit meiner Zeit und meinem Lande zu wissen. Die Einsamkeit in einer Wüste würde mir weniger schwer erscheinen als diese Art der Vereinsamung inmitten der Menschen." Um so mehr Ruhm für T., daß er sich und seinen Grundsätzen unter so peinlichen Umständen treu blieb! Es gab übrigens doch auch wieder Augenblicke und Verhältnisse, die ihn aus seiner tiefen Trauer vorübergehend emporrissen. So namentlich der Krimkrieg, der seine volle Theilnahme in Anspruch nahm und den er im letzten Grunde eben doch nur als Franzose betrachtete. Allerdings, meinte er, dürfe man deßwegen und vor der Hand darum sich nicht dem Gewaltherrscher in die Arme werfen — was vielleicht Manche um des guten Vorwandes willen gerne thäten — wenn aber die Unabhängigkeit der Nation oder die Unversehrtheit des Gebietes in Frage käme, dann, aber allerdings nur dann, müsse der innere Streit vor dem äußern schweigen; dann würde der Fall eintreten, um mit Thiers mit Recht zu sagen, daß die Nationalität der Freiheit vorgeht. Und bald schrieb er: „Ich tadle wie Sie diejenigen, die in diesem Augenblick die auswärtige Politik zum Boden für ihre Opposition machen. Man muß stets zuerst zu seinem Lande und nicht zu seinen Parteien, und wie sehr ich auch Gegner der gegenwärtigen Regierung bin, ich werde gegenüber dem Auslande stets auf seiner Seite stehen." Den Zweck des Krieges selbst anlangend, war er freilich der Meinung, derselbe habe keinen Sinn, wenn er nicht mit einer bleibenden Schwächung Rußlands, als des Hortes aller Unfreiheit, endige. Und T. hätte nicht Franzose sein müssen, wenn er nicht die Wiederstersteliung Polens als eines der geeignetsten Mittel zu diesem Zwecke angesehen hätte. Schade nur, daß gerade die französische Politik vorläufig ganz andere Absichten bei diesem Kriege verfolgte, als jene bleibende Schwä-

chung Rußlands! Uebrigens war T. ein zu scharfblickender Kenner des Bonapartismus, um sich nicht zu sagen, daß dies nicht der letzte Krieg des Kaiserreichs sein werde. „Das Kaiserreich ist der Krieg aus tausend Gründen“, schreibt er schon Anfangs 1855, „aber u. a. scheint mir, aus diesen, die man nicht ausspricht: weil in dem Augenblick, wo in Frankreich die Freiheit vernichtet ist, das Band, welches die alten Monarchien trotz der Verschiedenheit ihrer Interessen unter einander verband, das Band, das 40 Jahre hindurch den Krieg unmöglich gemacht hatte, bricht, jeder an die Stelle der Erhaltungspolitik die alte Vergrößerungspolitik setzt . . . Man hat gesagt, daß der Krieg aus dem Geiste der Freiheit und der Revolution hervorgehen kann. Das ist wahr. Aber noch sicherer ist, daß die, wie es scheint, dauerhafte Unterdrückung der Freiheit und der Revolution binnen einer gegebenen Zeit unfehlbar den Krieg zurückführen und daraus ein öfters wiederkehrendes Ereigniß machen würde.“ Der Fall von Sebastopol lockte ihm folgende Betrachtung ab, die aus diesem Munde immerhin beherzigenswerth ist: „Sie wissen, daß der Krieg stets unsere glänzende Seite gewesen ist. Gliche bei uns der Bürger dem Soldaten, wir wären schon längst die Herren in Europa (sic!). Dieser Krieg war nie populär und ist es nicht geworden; indeß ist man bereitwillig, seine Lasten mit einer Entschlossenheit zu tragen, die ich bewundere in Betracht der Leiden, die er für die Einzelnen im Gefolge hat, und der Noth, welche die Theurung des Getreides hinzubringt. Wenn der Krieg statt in der Krim, am Rheine wäre und man seinen Gegenstand so begriffe, so glaube ich, daß man die ganze Nation auf die Beine bringen könnte, wie das schon früher geschehen ist.“

Mittlerweile waren die Vorbereitungen zu seinem geschichtlichen Werke so weit gediehen, daß der erste Theil (l'ancien régime et la révolution) noch im Jahr 1856 erscheinen konnte. An den nöthigen Vorstudien hatte er es selbstverständlich nicht fehlen lassen. Das Archiv zu Tours hatte er am Gründlichsten dazu ausgebeutet. Zugleich hatte er angefangen, die deutsche Sprache zu lernen — was ihm nicht leichter als andern Franzosen erschien — und hatte zu dem Zwecke einen längern Aufenthalt in Bonn genommen, weil er bald erkannt hatte, daß für seine Zwecke die Kenntniß der deutschen Li-

teratur und der deutschen Zustände vor und nach der Revolution unentbehrlich seien. Die Aufnahme, die das Buch fand, übertraf alle seine Erwartungen und ließ nichts zu wünschen übrig. Sie blieb nicht hinter derjenigen zurück, die seiner Zeit sein Werk über die Demokratie in Amerika gefunden hatte; sie ging so tief, sie war so allgemein wie jene. Gleichwohl gab er sich über die Bedeutung dieses Erfolges keinen Täuschungen hin; dazu kannte er seine Zeit und sein Volk zu gut. „Wir haben gänzlich aufgehört, ein literarisches Volk zu sein, was wir zwei Jahrzehnte hindurch in eminentem Grade gewesen sind. Noch mehr, der Schwerpunkt ist vollständig verschoben. Ein Buch, welches auch sein Erfolg sein mag, erschüttert daher nicht den öffentlichen Geist und verstünde selbst nicht, wenigstens von der größern Anzahl, die Aufmerksamkeit auf seinen Verfasser zu erwecken. Indeß da selbst bei den Völkern, die am Wenigsten lesen, es nach allem gewisse Ideen, oft sehr abstracte Ideen sind, die im letzten Grunde die Gesellschaft lenken, so kann es immer einen entfernten Nutzen haben, solche in die Luft zu streuen. Uebrigens sehe ich in unsern Tagen keinen ehrenvollern und angenehmern Gebrauch des Lebens, als wahre und anständige Sachen zu schreiben, die den Namen des Autors der Aufmerksamkeit der gebildeten Welt empfehlen und zugleich, wenn auch in beschränktem Maße, der guten Sache zu dienen vermögen.“ Und an Odilon Barrot schreibt er in einem ähnlichen Zusammenhange: „Ich überschätze den Einfluß nicht, den ein Buch zur Zeit üben kann: er ist beinahe gleich null. Das ist ein Same, der, wenn er jemals Früchte hervorbringt, nur lange nach der Aussaat reifen kann. Die politische Klasse in Frankreich ist eine andere geworden. Jene, die heut zu Tage Regierungen erhebt oder stürzt, liest keine Bücher und kümmert sich wenig um das, was die denken, die sie schreiben, und vernimmt nicht einmal das schwache Gemurmel, das diese über ihrem Haupte machen. Das ist der große Unterschied zwischen der Epoche der Revolution, die 1789 begonnen, noch fortdauert, und aller übrigen. Das Volk hat bis jetzt die zweite Rolle gespielt, jetzt ist ihm die erste zugefallen und das ändert den ganzen Geist und alle Motive des Stücks. Nichtsdestoweniger, da die Bewegungen der Massen, auch die rohesten, in den Ideen und oft in sehr metaphysischen und manch-

mal abstracten Ideen ihren Ursprung nehmen (wovon man sich bei einer aufmerksamen und nachdenkenden Lectüre der Weltgeschichte leicht überzeugen kann), ist es immer nützlich, solche Ideen in Umlauf zu setzen, in der Hoffnung, daß, wenn sie richtig sind, sie sich endlich in Leidenschaften und Thaten umwandeln werden. Ich bitte Gott, mich diese Zeit der Umwandlung noch erleben zu lassen, obwohl ich, die Wahrheit zu sagen, es nicht glaube; inzwischen habe ich wenigstens den Trost gewonnen, meine ganzen Gedanken auszusprechen, ohne irgend eine Rücksicht auf irgend wen und ohne irgend eine Vermischung mit bloß persönlichen Gesichtspunkten und Rücksichten. Dieser Trost war so groß, daß ich nicht weiß (ich schäme mich es zu sagen), ob ich in meinem ganzen Leben eine glücklichere Zeit verbracht habe als die, während welcher ich dieses Buch geschrieben habe, und das nicht ohne Verdienst ist, weil es einer so erhabenen und so freien Seele gefallen hat wie die Eurige." Was nun die Bedeutung des in Rede stehenden Werkes anlangt, so sei es uns der Vollständigkeit wegen gestattet, nur wenige Bemerkungen darüber hinzuzufügen. Die Franzosen nehmen in der Geschichte der Historiographie überhaupt, wie bekannt, eine hervorragende Stellung ein. Erheblich früher als wir Deutsche haben sie classische Werke auf diesem Gebiete hervorgebracht. Daß der Behandlung der Revolutionsgeschichte diese Anlage zu gute gekommen sei, hätte man aber die längste Zeit über nicht behaupten können, obwohl oder vielleicht besser weil man von allen Seiten und Parteien her sich dieses Stoffes oft mit einer wahren Leidenschaft bemächtigte. Auch das berühmte Werk von Thiers, trotz seiner unläugbar glänzenden Eigenschaften, hatte das Räthsel nicht gelöst. Von verschiedenen andern Bedenken zu schweigen, es stand auf einem viel zu engherzigen, so zu sagen selbstsüchtigen Standpunkte; überdies haben die früheren Theile desselben notorisch nicht den Werth, den die späteren haben. Da bezeichnet T.'s Werk denn einen außerordentlichen Fortschritt in dieser Richtung und man kann es nicht tief und nicht oft genug bedauern, daß es dem Verf. nicht vergönnt war, dasselbe zu vollenden. Er brachte zu allem Anderem hier die in diesem Falle unschätzbare Fähigkeit mit, sich über die nahezu unüberwindlichen Vorurtheile seiner Nation hinwegzusetzen und der geläufigen Selbstvergötterung unter Umständen entgegenzu-

treten. Er begriff mehr, als dies in Frankreich und bei sonst ausgezeichneten Franzosen sonst der Fall zu sein pflegt, daß auch andere Nationen noch eine höhere Bestimmung haben, als ihrer eigenen zur Folie ihrer Gloire und zum Gegenstand ihrer Zerstreuung zu dienen. Hätte T. sein Werk fortsetzen können, so würde diese Eigenschaft in ihrer vollen Unschätzbarkeit erst recht deutlich geworden sein. Man weiß, das vorliegende Buch zeichnet sich durch hohe Originalität aus; die Auffassung der Vorgeschichte der Revolution hat hier in wesentlichen Gesichtspunkten eine Umgestaltung erfahren, der sich kaum noch Jemand zu entziehen vermag. T. ist zu seinen Zwecken zu Quellen hinabgestiegen, die vor ihm noch niemals in Betracht gezogen waren und aus deren weiterer Ausbeutung u. a. in neuester Zeit Chassins Werk (le génie de la révolution) hervorgegangen ist. T. hat wohl einmal (Bd. 6, S. 233) den Gedanken hingeworfen, daß die Revolution nicht schlechterdings nothwendig und mit etwas Geduld und Kraftanstrengung (vertu) die bereits eingetretene Umbildung des alten Staatswesens sich hätte erreichen lassen. Nicht aus dem Uebermaß des Schlimmen, sondern aus dem Fortschritt sei man in die Revolution gefallen. „Angekommen auf der Mitte der Treppe springt man zum Fenster hinaus, um rascher unten anzukommen.“ Diese Frage ist bekanntlich schon oft genug erörtert worden; wir wollen an dieser Stelle nur bemerken, daß T.'s eigene Darstellung mit jener Ansicht doch nicht so recht im Einklange steht und überhaupt sich schwerlich halten läßt. Ist es doch eine Thatsache, daß der Geist der Weltgeschichte, wohl oder übel, der sogenannten organischen Entwicklung nicht besonders hold ist. Von den positiven Ergebnissen der Untersuchungen T.'s genügt es, die zwei bedeutendsten hervorzuheben: einmal die überzeugende Nachweisung, daß die administrative Centralisation Frankreichs vorrevolutionären Ursprungs ist und mit dem Wachsthum des Königthums und der Hauptstadt aufs Engste zusammenhängt, daß ferner die Revolution und Napoleon sie nicht erfunden, sondern nur ausgebildet und zur möglichsten Vollendung geführt haben, und dann die einleuchtende Ausführung, daß Frankreich für die Reformen, die die Revolution brachte, vollständig vorbereitet, daß diese in dieser Beziehung nur vollzog, was als dringliche Forderung in den Köpfen der Franzosen

längst Gestalt gewonnen hatte. Daß das Buch überhaupt voll der treffendsten Analogien, der fruchtbarsten Gesichtspunkte, der scharfsinnigsten Beobachtungen, der tiefsten Einblicke in den Charakter der französischen Nation und ihrer Geschichte ist, soll hier nur angedeutet werden. Und schon weiter oben haben wir auf den Umstand hingewiesen, daß dasselbe im ausgesprochenen und fortgesetzten Hinblick auf die neueste Wendung der französischen Geschichte geschrieben ist, wie es ihr im Grunde wenn nicht seinen Ursprung, so doch seine wirkliche Ausführung verdankt. Des Verfassers uns bekannte leitende Grundsätze und Anschauungen in Bezug auf das Verhältniß zwischen Demokratie und Freiheit, zwischen Freiheit und Gleichheit, zwischen Centralisation und Selfgovernment kehren hier immer und überall wieder. Die Methode anlangend, in der das Buch geschrieben ist, so ist es, wie man weiß, nicht die rein erzählende, sondern mehr betrachtende, raisonirende, geschichtsphilosophische, die gerade in Frankreich nichts Neues war. Sie ist nicht ohne Anfechtung geblieben, aber sie ist diejenige, die dem Geiste T.'s am Meisten zusagte und deren Schwierigkeiten er sich nicht verhehlte. Sie hat aber sicher auch ihre Berechtigung und unterscheidet sich von den anderen möglichen dadurch, daß sie in Wahrheit stets nur von der Hand des Meisters angewendet werden kann.

Wie bemerkt, der Erfolg des Werkes war so außerordentlich, daß T. schon durch ihn allein zur Fortsetzung desselben hätte ermuntert werden müssen. Es war in der That seine Absicht, die ganze Geschichte der Revolution und des Kaiserreiches in ähnlicher Weise zu behandeln. Er ging auch sofort an die Vorbereitungen dazu. „Was ich darstellen will, sind die auf einander folgenden Veränderungen in dem socialen Zustand, in den Einrichtungen, in dem Geiste und den Sitten der Franzosen während der Fortschritte der Revolution. Um das richtig zu erkennen, habe ich bisher nur ein Mittel gefunden: nämlich in gewisser Art in jedem Augenblick mit den Zeitgenossen der Revolution zu leben, indem man nicht bloß liest, was über sie gesagt ist, oder was sie später über sich selbst gesagt haben, sondern was sie damals selbst sagten und, so weit dies möglich, was sie über sich selbst dachten. Die kleinen Schriften der Zeit, die Privatcorrespondenzen u. s. w. sind zu diesem Zwecke wirk-

samer als die Verhandlungen der Versammlungen. Auf diesem Wege erreiche ich allerdings das Ziel, das ich mir vorgesetzt habe, nämlich mich mitten in die Zeit hineinzuversetzen; aber das Verfahren ist von einer solchen Langsamkeit, daß ich oft darüber verzweifle." Bekanntlich hat aber nicht dieser Umstand, sondern der schon im Jahr 1859 eintretende Tod T.'s die Ausführung verhindert. Herr v. Beaumont hat aus dem literarischen Nachlaß seines Freundes all das mitgetheilt, was sich in Betreff der Fortsetzung des Werkes überhaupt Mittheilbares vorgefunden hat. Wirklich vollendet erscheinen nur zwei Abschnitte, die beide sich auf die Vorgänge des Sturzes des Directoriums und der Erhebung Bonapartes beziehen. Sie verrathen Beide die Meisterhand ihres Urhebers. Die Unvermeidlichkeit und Nothwendigkeit dieser tragischen Wendung tritt dem Leser hiebei mit erschreckender Deutlichkeit entgegen. Unter den übrigen, oft ganz oder theilweise nur skizzirten Bruchstücken heben wir zunächst die Abschnitte über die Notabeln und die Parlamente hervor. Es sind theils neue Thatsachen, theils neue Gesichtspunkte, die uns hier geboten werden. Die »Notes et Pensées« (Bd. 9) erstrecken sich auch auf die Zeit des Kaisereiches. Auf eine umfassende Charakteristik und Erörterung Napoleons und seines Reiches hatte es T. überhaupt abgesehen; er sprach es geradezu aus, daß, was bisher in Frankreich über diese außerordentliche Erscheinung gesagt worden sei, nicht genüge. Gewiß, er würde manchen Wahn zerstört, er würde aber eben so gewiß Gerechtigkeit geübt haben. Wir haben schon Veranlassung genommen zu erwähnen, daß T. zum Zwecke dieses Werkes die deutsche Sprache erlernt hatte und selbst nach Deutschland gegangen ist. In den vorliegenden Bruchstücken und Notizen sind die Früchte dieser deutschen Studien zu erkennen; es war noch kein Franzose vor ihm auf diesen Wegen gewandelt, und Thiers hat uns bewiesen, daß es nicht genug ist, bloß die deutschen Schlachtfelder zu besuchen. Wenn je ein Franzose die Fähigkeit besaß, über die strittige Frage geschichtlicher Natur zwischen den Deutschen und Franzosen eine Verständigung anzubahnen, so besaß sie T. Auffallender Weise findet sich in den berührten Skizzen und Noten keine Spur, daß er Sybels Geschichte der Revolutionszeit gekannt habe. Es muß das wohl aus dem

Umstande erklärt werden, daß T. seine deutschen Studien zunächst auf die der Revolution gleichzeitige Literatur beschränkt hat. Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts allerdings hat er benutzt, nachdem sie ihm von einem englischen Freunde empfohlen worden war; doch scheint er derselben nur von der stofflichen Seite her ein Interesse abgewonnen zu haben. Um so gewisser ist ihm unser größter deutscher Geschichtschreiber unbekannt geblieben, obwohl er einmal in eine mittelbare Berührung mit ihm kam, da die Werke desselben früheren Epochen der Geschichte gewidmet sind.

Diese angestrengten Studien und Arbeiten haben indeß T. nicht abgehalten, den gleichzeitigen und laufenden Vorgängen, in und außerhalb Frankreichs angespannte Aufmerksamkeit zu schenken. So nahm die indische Revolution und noch mehr der amerikanische Bürgerkrieg, wie das nicht anders sein konnte, seine Theilnahme in hohem Grade in Anspruch. Die Möglichkeit einer Secession hatte er seiner Zeit erwogen und konnte daher jetzt von dem Kriege nur insofern überrascht sein, als er an das Recht der Secession geglaubt zu haben scheint. Sein Verhältniß zu der Regierung Frankreichs und seine Beurtheilung derselben blieb unverändert; gleichwohl jedoch gab er den Glauben an die Freiheit und an die Zukunft seiner Nation nicht auf. „Wir schlafen nur", schreibt er, „aber wir sind nicht todt." Daher ließ er auch den Vergleich des heutigen Frankreichs mit dem römischen Reiche in seiner sinkenden Zeit nicht zu. Er glaubte das Wiedererwachen des scheintodten Freiheitsgeistes in Frankreich unter gewissen Voraussetzungen, wenn auch in unbestimmter Zeit, vorhersagen zu dürfen. Je mehr sich die absolute Gewalt festgründe, meinte er, desto sicherer werde jener Geist wieder erwachen. „Betrachten Sie den Mechanismus unserer Revolutionen; man kann ihn jetzt sehr genau beschreiben. Die Erfahrung der letzten 60 Jahre hat bewiesen, daß das Volk allein keine Revolution machen kann; so lange dieses nothwendige Element der Revolutionen isolirt bleibt, ist es ohnmächtig. Es wird erst von dem Augenblicke an unwiderstehlich, wo ein Theil der gebildeten Klassen sich mit ihm verbindet, und diese nähern sich ihm erst, wenn sie keine Furcht mehr vor ihm haben. So kommt es, daß gerade dann, wenn jede unserer Regierungen seit 60 Jahren am Stärksten geschienen

hat, sie von der Krankheit ergriffen wurde, die für sie tödtlich geendet hat. Die Restauration hat angefangen zu sterben an dem Tage, wo Niemand mehr davon sprach, sie zu tödten, und ähnlich die Julimonarchie. Nicht anders wird es der gegenwärtigen Regierung ergehen." Es war ihm nicht bestimmt, die weiteren Evolutionen des Neubonapartismus zu erfahren. An seinem edlen Leben nagte schon längst der Wurm eines unbesiegbaren Uebels, zu dessen Heilung er im Winter 1858/59 zu spät Cannes aufsuchte. Dort traf ihn am 16. April des genannten Jahres der Tod.

Die Theilnahme, die dieses Ereigniß in weiten Kreisen hervorrief, entsprach der Bedeutung des seltenen Mannes. Die Trauer um ihn galt dem liebenswürdigen Menschen, dem treuen Freunde, dem unerschrockenen Patrioten, dem großen Schriftsteller, sie galt vor Allem auch den Ideen der Humanität und der Freiheit, denen er sein Leben geweiht hatte und deren umgestürzten Altar in seinem Vaterlande er, so viel an ihm, so gern wieder aufgerichtet hätte.
